

Psychotherapeut verliebt und verfangt sich

VON JOERG JERMANN

Theater Im NTaB, das derzeit in Arlesheim residiert, hatte «Der Heiler» von Oliver Bukowski die gelungene Schweizer Erstaufführung. Es spielt Georg Darvas, Regie führte Hans J. Ammann.

Das Theater ist eigentlich ein Verhörungsraum, zumindest ein Anhörungsraum, eine Kommission sitzt beidseits der Spielfläche, es ist das Publikum. Und in dieser Menge berichtet der Psychotherapeut Grebenhoeve von einem Fall, der in der Presse die Runde gemacht hat, seine Patientin beging Selbstmord, er wurde splitter-nackt neben ihr fotografiert. Ein Skandal, würde man meinen. Aber Grebenhoeve analysiert sein Verhalten, seine Patientin und die Gesellschaft, er gibt im Besonderen einen tiefen Einblick in das Wesen der Borderline-Störung. Der letzte Satz lautet rhetorisch: «Noch Fragen?» Der starke Text des Berliner Autors Oliver Bukowski macht das Versagen des Psychoanalytikers zwar verständlich, aber fragwürdig. Man fragt sich sogar, wo nun der Irrsinn liegt, bei der sogenannten Patientin oder in der Gesellschaft.

Verwundert und verwundet

Die Patientin heisst Sophie und Grebenhoeve verliebt sich in sie. Nicht nur körperlich, auch ihre Eloquenz gefällt ihm, dem älteren Herrn. Sophie steht verwundert und verwundet der Welt gegenüber, sie ist offen, dünnhäutig, feinfühlig, ehrlich, direkt, immer überraschend. Ihre Ausbrüche und Abbrüche, ihre Euphorie und Niedergeschlagenheit ziehen ihn in Bann.

Auf der Bühne sieht er ihr Bild, das real aufleuchtet, Grebenhoeve schwärmt sie an, sie hat «Charme und Intellekt und Hintern». Er bekommt die Patientin von einem Berufskollegen zugespielt, er soll sich die Zähne an ihr ausbeissen, er, der als Geheimtipp gilt in seiner Zunft. Am Ende schickt er sie in sein Hüttchen irgendwo in den Bergen; in der Einsamkeit, so hofft er, werde sie Sehnsucht nach Wärme, Geborgenheit und innerer Sicherheit gewinnen. Aber die Besserung ist nur vermeintlich, sie will ihn, wieder zu Hause, nackt neben sich haben, als sie aus der Welt scheidet. So muss Grebenhoeve vor jene Kommission, die er einst selbst gegründet hat zum Schutz vor Missbrauch der Therapie.

Stark in seiner Einfühlung

Georg Darvas meistert den Monolog glänzend, er gibt den Therapeuten von abgeklärt professionell bis subjektiv aufgelöst. Er kann sachlich und mit Gewandtheit der Kommission seine Welt darlegen, um sich nach wenigen Augenblicken zu verlieren, um auszurasen, bis er sich ebenso schnell wieder im Griff hat. Stark ist Darvas in seiner Einfühlung in die Borderline-Störung. Man glaubt ihm seine Erlebnisse mit dieser ihn fast auflösenden Sophie.

Regisseur Hans J. Ammann nimmt das Stück aus der Guckkastensituation und lässt Grebenhoeve direkt ans Publikum heran. Das birgt auch gewisse Gefahren, die Rolle setzt sich einer neuen Dimension aus. Aber es ist ein Gewinn für Georg Darvas, er vermag es, eine zusätzliche Ebene ins Spiel zu bringen.

Bis Ende März, www.neuestheater.ch



Georg Darvas als Heiler. ZVG

Mit Claude Debussy im Reinen

Fondation Beyeler/Stadtcasino Larissa Dedova feierte 150. Geburtstag des französischen Komponisten

VON ROLF DE MARCHI

Es scheint nicht abwegig, die Klaviermusik des französischen Komponisten Claude Debussy zum Besten zu rechnen, was je für die schwarz-weißen Tasten geschrieben wurde. Wenn man mal vom späten Franz Liszt oder von Maurice Ravel absieht, gibt es wohl kaum einen anderen Komponisten, der so farbenreich und schillernd mit den Tönen des Pianos zu malen verstand, wie der am 22. August 1862 in Saint-Germain-en-Laye vor den Toren von Paris geborene Debussy.

Grund genug also für die seit Jahren in den USA lebende russische Pianistin Larissa Dedova, sich in Rahmen eines von der AMG organisierten Klavierrezitals in der Fondation Beyeler in Riehen und im Stadtcasino Basel intensiv mit dem Piano-Ceuvre dieses Tonkünstlers zu beschäftigen, der demnächst seinen 150. Geburtstag feiern könnte. Larissa Dedova hat sich nicht nur in den USA einen Namen als hervorragende Pianistin gemacht, auch in Europa taucht ihr Name immer wieder an Festivals auf und sie hat weltweit mit diversen renommierten Sinfonieorchestern zusammen gearbeitet.

Fingertechnisch kein Problem

Die spieltechnisch wohl anspruchsvollste Arbeit Debussys hatte die Pianistin Dedova an den Anfang ihres Rezitals in der Fondation Beyeler gesetzt, wo sie die in den Konzertsälen eher selten zu hörenden «Douze Études pour piano» (1915) zu Gehör brachte. Diese zwölf Stücke sind haarig schwer zu spielen, was für die Pianistin fingertechnisch kein Problem darstellte, waren da kaum Unsicherheiten zu hören.

Was allerdings ihren etwas kühl und distanziert wirkenden Interpretationsansatz betraf, tauchten Fragen auf. Anhänger solcher Spielpraxis, die sich auf grösstmögliche Nähe zur Partitur konzentriert, mögen bei der Wiedergabe dieser Etüden auf ihre Kosten gekommen sein, Liebhaber einer freizügigeren Interpretationskunst aber, die Wert auf dezent eingesetzte, der Musik angemessene Emotionalisierung legen, dürften den Vortrag dieser Stücke als etwas blutarm empfunden haben.

Es gibt wohl kaum einen anderen Komponisten, der so farbenreich und schillernd mit den Tönen des Pianos zu malen verstand.



Larissa Dedova spielt in der Fondation Beyeler Werke von Claude Debussy.

MARTIN TÖNGI

Wenig Differenzierung bei der Dynamik war da wahrzunehmen (die Pianistin bewegte sich über weite Strecken zwischen mezzoforte und forte) und bezüglich des Metrums wirkte ihr Spiel oft wie von einem starren Metronom diktiert.

Wesentlich mehr Ausdruck und Emotionalität war da bei der Wiedergabe der «Préludes pour piano – Premier Livre» im zweiten Konzert dieses Abends zu vernehmen, wenngleich die Pianistin Larissa Dedova auch hier mehrere Stücke brauchte, ihren Distanziertheit abzulegen und sich gänzlich in die Stimmung der Stücke einzufühlen. Wirkten die «Lent et grave» zu spielenden «Danseuses de Delphes» eher gehetzt als langsam und ernsthaft, zauberte die Pianistin in «Voiles» mit zart getupf-

ten Tonketten schleierartiges Flirren in den Raum.

Bei «Le vent dans la plaine» trat wieder das Dynamikproblem auf, bei «Les sons et les parfums tournent dans l'air du soir» wiederum war wenig bewegende Agogik zu verspüren. Nach weiteren Stücken wie das zart gezeichnete «Des pas sur la neige», das getragen musizierte «La Cathédrale engloutie» und das wie in der Partitur geforderte «capricieux et léger» artikulierte «La Danse de Puck» erklangen die «Minstrels» ansprechend kontrastreich ausgestaltet.

Durchzogener Eindruck

Ähnlich durchzogen das Bild im «Programm III» in der Matinee am darauf folgenden Tag im Musiksaal des Stadtcasinos Basel. Wirkten die ersten beiden Stücke der «Suite bergamasque» (1890–1905) noch etwas flach, erwies sich der zurückhaltende Ansatz der Pianistin beim «Clair de Lune» als Vorteil. All zu oft wird dieses populäre Stück bei dessen Inter-

pretation in ein übersüsses Zuckerbonbon verwandelt, sodass es sich als Wohltat erwies, dieses kleine Werk von der Pianistin Larissa Dedova frei von jedem Kitschverdacht gespielt zu hören. Mit weiteren Werken wie «Pour le Piano» (1901), «Masques» (1904) und vor allem die mit virtuoser Fingerfertigkeit gespielte «L'isle joyeuse» (1904) dürfte die Solistin auch den letzten Liebhaber von Ausdruckskraft und Sinnlichkeit im Publikum überzeugt zu haben.

Musikalisch gänzlich mit sich und der Musik von Claude Debussy im Reinen zu sein, schien die Pianistin Larissa Dedova schliesslich im «Programm IV» mit der Suite «Children's Corner» (1908), den «Estampes» (1903) sowie den Serien «Images I & II» (1905/1908). Diesmal gelang es der Pianistin vom ersten Takt an, sowohl mit fein schattierten dynamischen Abstufungen als auch durch plastische Gestaltung des Metrums die Musik des französischen Tonkünstlers adäquat in Szene zu setzen.

Im Wald der wilden Ritter

Vorstadttheater Die neue Hausproduktion erzählt in mittelalterlichem Gewand von Kindern, die die Erwartungen der Eltern nicht erfüllen wollen, von Abenteuerlust und einer heftigen Familienfehde.

VON VERENA STÖSSINGER

Josefina hat Geburtstag. Sie wird vierzehn und bekommt ein buntes Röckchen, einen roten Gürtel, der aussieht wie die Schleife eines Ostereis, dazu Schmuck und lauter Prinzessinnenzeug – aber kein Schwert. Obwohl sie sich das seit Jahren wünscht; sie will nämlich Ritterin werden.

Manchmal übt sie heimlich Nahkampf mit dem Schwert der Wache, aber ihre Eltern dürfen davon nichts erfahren; sie halten sie von allem fern, was nicht dem Mädchenklischee entspricht und ausserhalb der Burgmauern vor sich geht, auch von den Grobheiten und der ausbeuteri-

schen Gier, mit der sie ihre Untertanen in Schach halten.

Josefina flieht

Josefina hat davon genug. Sie flieht aus der Burg. Sie will hinaus in die Welt, braucht Luft und Raum; begegnet im Wald verwunschenen Wesen und wilden Tieren (wunderschön die sehr wandelbare Bühne von Andreas Bächli und die liebevoll witzigen Kostüme von Eva Butzkies) und landet schliesslich in der Nachbarsburg.

Da herrschen ähnliche Verhältnisse: Swen, der einzige Sohn, will nämlich den Anforderungen seiner Eltern auch nicht nachleben. Er will kein Ritter werden, will nicht kämpfen, er ist ein Weichei, das gerne liest, am liebsten das Buch vom geheimnisvollen Gral. Den will er finden – doch dafür hat sein grober Vater kein Verständnis. Und als er erfährt, dass das Mädchen, das in seiner Burg angeheuert hat und Ritterin werden will, die Tochter seines Feindes ist, sperrt er sie kurzerhand ein. Was Swen schmerzt; er verhilft Josefina zur Flucht und die beiden Jugendlichen

irren zusammen eine Weile im Wald herum, suchen den Gral und ahnen nicht, dass ihre Eltern ihretwegen einen Krieg anzetteln.

Es ist eine Geschichte, wie Astrid Lindgren sie in «Ronja Räubertochter» erzählt; eine Initiation und eine schmerzvolle Versöhnungsgeschichte. Die beiden Kinder entsprechen ja nicht nur den Erwartungen nicht: sie führen die Fehde ihrer Eltern auch nicht weiter, suchen sich ihren eigenen Weg und beweisen damit Reife, das heisst die Entschlossenheit, ihr Leben in die eigenen Hände zu nehmen. In der Inszenierung von Matthias Grupp wird dieser Prozess zur dichten, bunten Bilderfolge. Die drei Darsteller (Gina Durler vom Vorstadttheater und Nora Vonder Mühlh und Stefan Colombo vom koproduzierenden Theater Sgaramusch Schaffhausen) teilen sich in die vielen Rollen, verwandeln sich schnell und lustvoll von grämlichen Eltern in zauberhafte Tiere und idealistische Jugendliche – grell, witzig und voller Temperament. Der Zugriff ist ein entschiedener satirischer; die Figuren sind scharf

gezeichnet, an der Grenze zur Karikatur, die Szenen auf überraschende Pointen angelegt, und unterlegt ist das spannende Geschehen von dramatischem Licht und einem filmreif saftigen Soundtrack von Michi Studer – es wabert und donnert und kracht auf der Vorstadttheaterbühne, zwischendrin gibts griffig Gesungenes und Showeinlagen. Und natürlich laden die Schicksale der Protagonisten heftig ein zur Solidarisierung und Identifikation.

Schnell und schmerzlos

Es wäre eine grandiose Aufführung, wenn der Ernst der Lage schliesslich auch noch durchbräche (und man kann durchaus an Astrid Lindgren denken, um das zu illustrieren). Der Kampf der beiden Familien kommt reichlich salopp daher und mit wohlfeilen Grimassen, wie ein Mummenschanz; auch die Lösung des Familienkonflikts erfolgt schnell und schmerzlos – und ganz einfach gelingt offenbar die Ablösung der Kinder von ihren Eltern. Als wäre da nichts, was sich sehnt und liebt.